

Philip Cassier

Der andere Weg

Deutschland und der Westen
in den westdeutschen Debatten
1945-1960

PETER LANG Internationaler Verlag der Wissenschaften

I. Einleitung

Die Frage nach dem Verhältnis von Deutschland und dem Westen in der westdeutschen Historiographie nach 1945 zum Gegenstand einer geschichtswissenschaftlichen Dissertation zu machen, ist angesichts der jüngsten Debatten um die Nachkriegszeit gewagt. Das Thema hat in den vergangenen Jahren – wenn auch nicht immer explizit – Hochkonjunktur gehabt. Der westliche Kulturtransfer rückte in den Mittelpunkt einer reichhaltigen Forschungsliteratur¹, und die Wissenschaftsdisziplinen, innerhalb derer die Auseinandersetzung mit dem Westen betrieben wurde, sind eingehend beleuchtet worden.²

Trotzdem erscheint ein neuer Blick auf das Thema schon bei erster Prüfung lohnend. Denn bis heute läßt die Literatur eine auf die Fragestellung dieser Arbeit zugeschnittene Darstellung vermissen. Vorliegende Aufsätze und Miszellen schaffen hier keine Abhilfe. Dazu setzt die vorliegende Untersuchung an einem wichtigen – wenn nicht sogar dem entscheidenden – Lebensnerv des westdeut-

¹ Die für den Kontext der Untersuchung wichtigste Studie, die viele Ergebnisse knapp und konzise zusammenfaßt: Doering-Manteuffel, Anselm: *Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert*, Göttingen 1999. Im Gegensatz zu vielen anderen Autoren hält Doering-Manteuffel die Konzepte von Westernisierung und Amerikanisierung auseinander. Vgl. ansonsten Bude, Heinz/Greiner, Bernd (Hg.): *Westbindungen. Amerika in der Bundesrepublik*, Hamburg 1999. Junker, Detlef (Hg.): *Die USA und Deutschland im Zeitalter des Kalten Krieges 1945-1990. Ein Handbuch*, 2 Bd., München/Stuttgart 2001 (1. Band bis 1968). Jarausch, Konrad H./Siegrist, Hannes: *Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945-1970*, Frankfurt am Main 1997. Lütke, Alf/Marbolek, Inge/von Salder, Adelheid (Hg.): *Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 1996. Schmidt-Gernig, Alexander (Hg.): *Amerika erfahren – Europa entdecken. Zum Vergleich der Gesellschaften in europäischen Reiseberichten des 20. Jahrhunderts*, Berlin 1999. Leider nicht mehr einfließen in diese Studie konnte Conze, Vanessa: *Das Europa der Deutschen. Ideen von Europa in Deutschland zwischen Reichstradition und Westorientierung (1920-1970)*, München 2005. Die Tübinger Historikerin bearbeitet auf den ersten Blick ein ähnliches Forschungsfeld wie der Autor der vorliegenden Studie und veröffentlichte ihre Dissertation exakt zu dem Zeitpunkt, als diese Untersuchung inhaltlich fertiggestellt wurde. Ihre Berechtigung ist der vorliegenden Dissertation trotzdem erhalten geblieben, weil Conze vor allem die konkrete politische Ebene in den Blick nimmt und dadurch beispielsweise den Bereich der wissenschaftlichen Technikkritik weitgehend ausspart. Außerdem behandelt die Autorin einen längeren Zeitraum und legt viel Wert auf organisationsgeschichtliche Fragen. Darauf wurde in dieser Arbeit – einer vertieften Analyse der Weltanschauung zuliebe – verzichtet.

² Vgl. speziell für die Historiker Chun, Jin-Sung: *Das Bild der Moderne in der Nachkriegszeit. Die westdeutsche „Strukturgeschichte“ im Spannungsfeld von Modernitätskritik und wissenschaftlicher Innovation (1948-1962)*, München 2000. Conrad, Sebastian: *Auf der Suche nach der verlorenen Nation. Geschichtsschreibung in Westdeutschland und Japan 1945-1960*, Göttingen 1999. Schulze, Winfried: *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, München² 1993. Zentral für den Zuschnitt der Studie war auch Fellner, Fritz: *Nationales und europäisch-atlantisches Geschichtsbild in der Bundesrepublik und im Westen in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg*, in: Schulin, Ernst (Hg.): *Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg (1945-1963)* (Schriften des Historischen Kollegs 14), München 1989, S. 213-226. Deziert konservativ: Weißmann, Karlheinz: *Der „Westen“ in der Historiographie nach 1945*, in: ders./Großheim, Michael/Zitelmann, Rainer (Hg.): *Westbindung. Chancen und Risiken für Deutschland*, Frankfurt am Main/Berlin 1993, S. 343-364.

schen Selbstverständnisses nach dem Zweiten Weltkrieg an: der Frage, inwieweit man einer Wertegemeinschaft angehörte, die man als spezifisch westlich definierte – was immer darunter konkret verstanden wurde. Diese Frage erörterten die geistes- und sozialwissenschaftlichen Eliten nicht minder engagiert als die politischen, und sie kamen dabei zu sehr heterogenen Ergebnissen.³ Eine systematische Analyse verspricht also ebensosehr Aufschluß über die weltanschaulichen Dispositionen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen wie über ihre Stellung im intellektuellen Gesamtgefüge der Jahre 1945-1960. Darüber hinaus hat es sich diese Arbeit in größerem Maße als bisherige Studien zur Aufgabe gemacht, durch Rückgriffe in die Zeit vor 1945 bzw. 1933 die Frage nach Kontinuitätslinien und Brüchen des historischen Denkens zu diskutieren.⁴ Schließlich ist eine Beschäftigung mit der Nachkriegszeit schon deswegen immer wieder von Belang, weil durch sie ersichtlich wird, mit welchen Argumenten die heute vorherrschende Auffassung vorformuliert oder verworfen wurde, Deutschland sei Teil des politischen und kulturellen Westens.⁵ Implizit hat diese Studie damit einen starken Gegenwartsbezug.

3 Insbesondere die politischen Eliten sind bereits eingehend untersucht worden – denn wie sehr die außenpolitische Agenda und öffentliche Meinungsbildung von Bundeskanzler Adenauers Kurs der Westbindung beherrscht war, braucht wohl nicht eigens betont zu werden. Vgl. zuletzt u. a. Herbert, Ulrich: Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945-80, Göttingen 2002. Für den Kontext dieser Untersuchung besonders von Belang ist Glaser, Hermann: Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, 3 Bde., Frankfurt am Main² 1990. Zur frühen Bundesrepublik exemplarisch: Benz, Wolfgang (Hg.): Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, 4 Bde., Frankfurt am Main 1989 ff. Doering-Manteuffel, Anselm (Hg.): Adenauerzeit. Stand, Perspektiven und methodische Aufgaben der Zeitgeschichtsforschung (1945-1967), Bonn 1993. Ders., Die Bundesrepublik Deutschland in der Ära Adenauer. Außenpolitik und innere Entwicklung 1945-1963, Darmstadt² 1988. Görtemaker, Manfred: Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, München 1999. Herbst, Ludolf: Option für den Westen. Vom Marshallplan zum deutsch-französischen Vertrag, München 1989. Kielmansegg, Peter Graf: Nach der Katastrophe. Eine Geschichte des geteilten Deutschland, Berlin 2000. Kleßmann, Christoph: Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945-1955, Bonn⁵ 1991. Morsey, Rudolf: Geschichte der Bundesrepublik Deutschland: Entstehung und Entwicklung bis 1969, München⁴ 2000. Schwarz, Hans-Peter: Adenauer. 2 Bde., 1. Der Aufstieg 1876-1952, 2. Der Staatsmann 1952-1967, Stuttgart³ 1991. Sontheimer, Kurt: Die Adenauer-Ära. Grundlegung der Bundesrepublik, München² 1996. Steininger, Rolf: Deutsche Geschichte seit 1945, 4 Bde. Frankfurt am Main 1996 ff.

⁴ Für die Historiker vgl. Faulenbach, Bernd: Ideologie des deutschen Weges. Die deutsche Geschichte in der Historiographie zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, München 1980.

⁵ Es dürfte genügen, in diesem Zusammenhang an Heinrich August Winkler Synthese „Der lange Weg nach Westen“ zu erinnern. Das Werk hat zwar, gerade weil es die These vom deutschen Sonderweg in die Moderne ein weiteres Mal verteidigt, fachwissenschaftliche Kritik herausgefordert – an der grundsätzlichen Aussage, Deutschland sei spätestens seit der Wiedervereinigung vom 3. Oktober 1990 vollgültiges Mitglied des politischen und kulturellen Westens, hat jedoch niemand gezweifelt. Vgl. Winkler, Heinrich August: Der lange Weg nach Westen, 2 Bde. München 2000. Vgl. die pointierte Rezension von Doering-Manteuffel, Anselm: Eine politische Nationalgeschichte für die Berliner Republik. Überlegungen zu Heinrich August Winklers „Der Lange Weg nach Westen“, in: GG 27 (2001), S. 446-462.

Methodisch werden einerseits bestimmte Personenkreise in den Fokus gerückt, die als besonders deutungsmächtig gelten. Andererseits konzentriert sich die Studie auf einige zentrale Begriffe, um die die Diskussionen um den Westen nach 1945 kreisten. Bei den Personen fiel die Wahl auf besonders exponierte Vertreter der Geisteswissenschaften, wobei die Geschichtswissenschaft im Vordergrund steht. Ergänzt wird dieser Personenkreis durch einige Intellektuelle, deren Deutungsmacht aufgrund ihrer Präsenz in der Öffentlichkeit unstrittig ist. Das Untersuchungsfeld ist interdisziplinär abgesteckt, um ein möglichst breites Panorama zu erfassen; die Fokussierung auf die Disziplinen Geschichtswissenschaft, Soziologie und Philosophie wird durch einige freie Intellektuelle aufgebrochen, weil diese sehr weitreichende Interpretamente entwickelten, zu denen sich die jeweiligen Fachrichtungen verhalten mußten. Bei diesem Verfahren sind ausschweifende biographische Exkurse nicht möglich. Das Quellenmaterial beschränkt sich auf veröffentlichte Schriften: Monographien, Aufsätze in verschiedenen Publikationsorganen und editierte Vorträge. Damit ist die Untersuchung methodisch vor allem historiographiegeschichtlich zugeschnitten. Ihr Hauptaugenmerk liegt auf einer möglichst genauen Textexegese. Eine Sichtung von Nachlässen oder eine detaillierte Betrachtung wissenschaftlicher Netzwerke war dagegen aus arbeitsökonomischen Gründen unmöglich.

Die Begriffe, nach denen in der Studie gesucht wurde, sind nach dem Maßstab ausgewählt worden, wie stark ihre Präsenz bei der Konzeptualisierung des deutschen und westlichen Geschichtsverlaufs war. Dabei wird rasch erkennbar, wie sehr die Termini von „Westeuropa“, „Europa“ und „Abendland“ das historisch-politische Gespräch nach 1945 dominierten. Die drei Begriffe dürfen nicht als deckungsgleiche Konstrukte begriffen werden; ihr Inhalt variierte von Autor zu Autor, die Diskursteilnehmer subsumierten also unterschiedliche Phänomene und ideelle Gehalte unter ihnen. Der „Westeuropa“-Begriff hob in der Regel auf die Geschichte des modernen England und Frankreich seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert und teilweise auf die Geschichte der USA ab. Den Abendlandbegriff verwandten viele Autoren gleichbedeutend mit dem Westeuropaterminus, andere jedoch umrissen damit nicht die angelsächsisch-französische Moderne, sondern die vormoderne Tradition des mittelalterlichen Heiligen Römischen Reiches und seiner Nachbarn.⁶ Das macht die Lage unübersichtlich: Einige Schriften wiesen die beiden Begriffe als Synonyme aus, andere dagegen konzeptualisierten sie als Gegenbegriffe. Auch der Europabegriff kann hier nicht hel-

⁶ Diesen sehr speziellen Abendlandbegriff untersucht Schildt, Axel: Die Rettung des christlichen Abendlandes – Neues Abendland und Abendländische Akademie, in: ders., Zwischen Abendland und Amerika. Studien zur westdeutschen Ideenlandschaft der fünfziger Jahre, München 1999, S. 21-82. In den siebziger Jahren verfaßte Richard Faber eine Studie zum Abendlandbegriff, die allerdings diskursiv sehr unsauber war. So steht in der Einleitung ein Denker wie Carl Schmitt neben antiken Geistesgrößen. Fabers Ansatz wird deswegen hier nicht weiter verfolgt, vgl. ders., Abendland. Ein „politischer Kampfbegriff“, Hildesheim 1979.

fen, denn er wurde häufig genug ebenso selbstverständlich mit dem modernen Westeuropa gleichgesetzt wie mit dem mittelalterlichen Abendland. Es wird also von Text zu Text darauf zu achten sein, welche politischen und kulturellen Traditionen der jeweilige Autor genau mit den Begriffen anvisierte und welche Chiffren er auf diese Weise für den Westen herleitete.⁷ So können die wichtigsten Konnotationen rekonstruiert und zum deutschen Geschichtsverlauf in Beziehung gesetzt werden. Die Geschichtsbildproduktion wird zunächst deskriptiv beleuchtet: Welches Bild zeichneten westdeutsche Deutungseliten von dem, was sie als Westen identifizierten? Welche ideellen Gehalte, politischen Theorien, sozialen Prozesse und kulturellen Formen sahen sie dabei als spezifisch westlich an? Wie konzeptualisierten sie die Begriffe, mit denen sie sich dem Westen näherten?

Die deskriptive Aufbereitung der Chiffren kann jedoch nur ein erster Schritt sein. Wie nahezu jede Arbeit, deren Thema dazu anhält, begriffsgeschichtliche und ideengeschichtliche Erklärungsmodelle miteinander zu verbinden, spielt auch hier die Analyse weltanschaulicher Muster eine große Rolle. Es handelt sich hier weniger um einen Beitrag zur Disziplinen- und Methodengeschichte, obwohl einigen Implikationen des Wissenschaftsbetriebs Rechnung zu tragen ist. Vielmehr werden die Texte als Ausfluß einer historischen Publizistik gelesen, die ebenso auf politische und gesellschaftliche Phänomene der Zeit Bezug nahm, wie sie selbst versuchte, in politische Debatten einzugreifen.⁸ Denn auch unter Fachgelehrten konnte die Diskussion um einen so zentralen Bezugspunkt der kollektiven Identität, wie ihn der Westen unter den Vorzeichen der deutschen Teilung und des Kalten Krieges darstellte, unmöglich ohne individuelle

⁷ So begann Hans Freyer seine „Weltgeschichte Europas“ mit der Feststellung, es handle sich um eine Geschichte des Abendlandes. Vgl. Freyer, Hans: Weltgeschichte Europas, 2 Bd. Wiesbaden 1948. Etwas erleichtert wird der Zugriff dadurch, daß zumindest in den fünfziger Jahren der Euro-
paterminus zumeist die westliche Tradition bezeichnete. Als Kronzeuge für diese Aussage sei Günther Stökl zitiert, der in einem Artikel der Zeitschrift „Wort und Wahrheit“ darauf hinwies, das Gespräch über Europa finde so gut wie nur im Westen statt und drehe sich demgemäß in erster Linie um Westeuropa. Vgl. Stökl, Günther: Rezension von Oskar Halecki, Europa. Grenzen und Gliederung seiner Geschichte, in: Wort und Wahrheit 6 (1951), S. 69. Es findet sich in diesem Artikel auch ein Hinweis, wie zentral die Frage nach dem Westen für das Selbstverständnis der jungen Bundesrepublik war. Stökl merkte trocken an, die Beschäftigung mit dem Thema habe geradezu pathologische Züge angenommen: „Erst dem Kranken wird der eigene Körper zum Problem.“ Die Geschichtsschreibung Osteuropas hatte im Untersuchungszeitraum kaum weniger weitreichende Implikationen, blieb aber das Werk weniger Spezialisten – es sei nur an Hermann Aubin erinnert.

⁸ Die Methoden sind in den vergangenen Jahren von Jin-Sung Chun und Thomas Etzemüller untersucht worden. Beide richteten ihre Aufmerksamkeit dabei insbesondere auf Vertreter des „Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte“ um Werner Conze. Natürlich kommen auch diese beiden Autoren nicht ohne eine Analyse weltanschaulicher Grunddispositionen aus – allerdings mußte diese Analyse, eben weil sie nicht um ihrer selbst willen geschieht, stark verkürzt erfolgen. Vgl. Chun, Bild der Moderne, S. 119 ff. Etzemüller, Thomas: Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945, München 2001.

weltanschauliche Vorannahmen stattfinden. Es ist zu fragen, auf welche Weise die wissenschaftlichen Disziplinen mit dem allgemeinen kulturellen und gesellschaftlichen Gespräch verzahnt waren. Es müssen also die wesentlichen allgemeinen Kontexte aufgezeigt werden, aus denen heraus die Deutungseliten argumentierten. Zum anderen ist zu diskutieren, welches Selbstverständnis die Autoren entwickelten, wo sie sich selbst politisch, gesellschaftlich und kulturell verorteten.

Um dies zu bewerkstelligen, wurde ein streng chronologischer Zugriff gewählt, der zwei Phasen idealtypisch voneinander absetzt und beide nach unterschiedlichen Kriterien gliedert: Der erste Zeitraum erstreckt sich von 1945-49, der zweite auf die Jahre nach 1950. Diese strikte Trennung geht darauf zurück, daß nach der Gründung der Bundesrepublik, anders als in den Jahren zuvor, erstaunlich schnell wieder ein relativ geordnetes Staats- und Universitätswesen zu erkennen ist.⁹ Nicht zuletzt die Wissenschaftslandschaft mußte sich wandeln. Denn die Gelehrten konnten sich nach 1949 bei der Recherche und Niederschrift ihrer Texte – anders als direkt nach 1945 – auf eine feste akademische Struktur stützen.¹⁰ Umgekehrt läßt sich behaupten, daß in Zeiten geschwächter institutioneller Verankerung nicht nur die Wissenschaftler ihr Rollenverständnis änderten, sondern daß auch die Stunde der freien Intelligenz schlug: Die Intellektuellen waren es ohnehin gewohnt, bei der Produktion ihrer Texte ohne akademischen Unterbau auszukommen. Dazu wirkte die Tatsache, nach 1949 zumindest wieder Angehöriger eines Teilstaates zu sein, auf das Bewußtsein und Selbstverständnis jedes einzelnen Autors zurück. Nach der Gründung von Bundesrepublik und DDR verschoben sich die Themenfelder der westdeutschen Historiker, Soziologen und Philosophen jedenfalls rasch.¹¹ Insgesamt dient die skizzierte Periodisierung zur Analyse eines ersten Fragenkomplexes, der auf weltanschauliche Strukturen zielt: Inwieweit wandelte sich die Bewertung des Westens im Untersuchungszeitraum? Stand die Deutungselite den ideellen Gehalten, politischen Theorien, sozialen Prozessen und kulturellen Formen, die sie als westlich

⁹ Darüber besteht in der Forschungsliteratur kein Zweifel – keiner der in Anm. 3 aufgeführten Autoren kommt zu einem anderen Ergebnis.

¹⁰ Daß ihnen daraus auch neue Zwänge erwachsen, sei unbenommen. Zur Theorie des Wechselspiels zwischen Wissenschaftler und Institution vgl. insbesondere Bourdieu, Pierre: *Homo Academicus*, Frankfurt am Main³ 1983. Und Lepsius, Rainer M.: *Interessen, Ideen und Institutionen*, Opladen 1990.

¹¹ Die Periodisierung wird noch ausführlicher zu behandeln sein, zur Einführung in die Problematik vgl. Nolte, Paul: *Die Bundesrepublik in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts*, in: GG 28 (2002), S. 175-182. Die Untersuchung hat in diesem Zusammenhang nicht zuletzt zu prüfen, inwiefern Ernst Schulin mit seiner These Recht hat, im geschichtswissenschaftlichen Mainstream hätten in den fünfziger Jahren eher wieder klassische Themenfelder auf der Agenda gestanden, und deswegen sei von einer Phase methodologischer und weltanschaulicher Restauration zu sprechen. Vgl. Schulin, Ernst: *Zur Restauration und langsamen Weiterentwicklung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945*, in: ders., *Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch. Studien zur Entwicklung von Geschichtswissenschaft und historischem Denken*, Göttingen 1979, S. 133-143.

begriff, am Ende positiver gegenüber als am Anfang? Inwieweit waren die Deutungen vom Zeitgeschehen beeinflusst? Und welche Rückschlüsse läßt das auf das Selbstverständnis der Autoren zu?

Es wird somit davon ausgegangen, daß Wissenschaft und Öffentlichkeit in einem Interaktionsverhältnis stehen, das – verallgemeinernd gesprochen – um so deutlicher ausgeprägt ist, je mehr sich die Wissenschaft dringenden weltanschaulichen Fragen ihrer Zeit zuwendet. Sowohl in der politischen Öffentlichkeit als auch in der Wissenschaft werden dabei Interpretationen des Geschichtsverlaufs angeboten. Der wesentliche Unterschied zwischen den beiden Ansätzen, der sie in der Arbeit voneinander unterscheidbar halten soll, ist trotz aller postmodernen Anfechtungen im Methodenzwang der Wissenschaft zu sehen. Während in der Tagespolitik weltanschauliche Vorlieben polemisch geäußert werden dürfen, verlangt die Wissenschaft methodische Disziplin; sie ist angehalten, persönliche Elemente in der Interpretation zurücktreten zu lassen, da ihre Aussagen intersubjektiv gültig sein müssen.¹²

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß sich viele grundlegende Kategorien dieser Untersuchung um den Begriff der „Deutung“ gruppieren. Die Gesamtheit aller kursierenden Theoreme wird als Deutungshaushalt der Jahre 1945-1960 bezeichnet, dazu kommen für das Zusammenspiel von wissenschaftlicher und öffentlicher Sphäre die Termini des Deutungsangebotes und des Deutungsbedürfnisses. Die Angebote, die die Wissenschaft formulierte, werden als Reflex auf ein zeitspezifisches Orientierungsbedürfnis sowohl innerhalb der Fachwelt als auch in der Öffentlichkeit gelesen. Dabei ist zu eruieren, ob die Forschung, um den Deutungsbedürfnissen der Zeit nachzukommen, das ihr jeweils eigene Methodenarsenal vernachlässigte. Ist dies nachweisbar, wird von Deutungsüberschüssen gesprochen: Wie also verfuhr die Deutungseliten mit Argumenten, die die politische und gesellschaftliche Diskussion prägen? Inwieweit ist ein Auseinandertreten von empirisch gesicherter Forschung und weltanschaulich überformten Großdeutungen der Geschichte zu beobachten?

Die Analyse dieser Problemfelder wird nur dann kleinteilig genug ausfallen, wenn man sich der Tatsache bewußt ist, wie stark die Ressentiments vieler Autoren gegenüber dem Westen bis 1945 gewesen waren. So definierte sich das gesamte Denkmilieu der Konservativen Revolution in der Weimarer Republik letztlich über seinen antiwestlichen Reflex. Darüber hinaus unterschieden die Mehrheit der Historiker und viele Soziologen apodiktisch eine „westeuropä-

¹² Zur Methodologie der Geschichtswissenschaft läßt sich auf ein formales Set von Annahmen zurückgreifen, das im späten 18. Jahrhundert definiert wurde und das bis heute nichts von seiner Gültigkeit eingebüßt hat. Grundlegend ist demnach, daß sich Wissenschaft als autonomes Gebiet versteht, das Aussagen nur dann als gültig ansieht, wenn sie auf systematische Weise gewonnen werden, und die Methode den so gewonnenen Begründungszusammenhang intersubjektiv kommunizierbar macht. Vgl. Hardtwig, Wolfgang: Die Verwissenschaftlichung der Historie und die Ästhetisierung der Darstellung, in: Koselleck, Reinhart/Lutz, Heinrich/Rüsen, Jörn (Hg.): Theorie der Geschichte. Bd. 4, Formen der Geschichtsschreibung, München 1982, S. 147-191.

ische“ und eine „deutsche“ Weltsicht.¹³ Demzufolge hätte Deutschland aufgrund seines politischen und kulturellen Erbes großen Schaden genommen, hätte es sich zu weit zum Westen hin orientiert.¹⁴ Diese Einstellung wird generell als deutsches Sonderbewußtsein oder als Sonderwegsideologie bezeichnet, die im Bewußtsein der eigenen Tradition abfällig auf den Westen herablickte.¹⁵ Macht man ernst mit dem Anspruch, die Rezeption des Westens nach 1945 in einem breiten Kontext zu beleuchten, ist es unumgänglich, die wichtigsten dieser Traditionsstränge zu sichten. Das gilt um so mehr, als viele der exponiertesten Vertreter der deutschen Geschichtswissenschaft und Soziologie nach 1945 bereits vor 1933 tätig gewesen waren. Außerdem blieben Wissenschaftler und Intellektuelle präsent, die der Idee einer Konservativen Revolution nicht ablehnend gegenüber gestanden hatten.¹⁶ Man kann die Spezifika nach 1945 also nur

¹³ Für die Historiker s.o., Anm. 4. Grundlegende Titel zur Konservativen Revolution: Mohler, Armin: Die Konservative Revolution in Deutschland 1918-1932. Ein Handbuch, Graz⁵ 1999 (1. Aufl. 1950). Sontheimer, Kurt: Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933, München⁴ 1994 (1. Aufl. 1962). Beide Studien müssen im Rahmen dieser Arbeit selbst historisiert werden, da sie im Untersuchungszeitraum entstanden sind und als Paradebeispiele für eine entweder konservative (Mohler) oder liberale (Sontheimer) Sicht auf die Konservative Revolution gelten können. Zu neueren Ansätzen vgl. exemplarisch Breuer, Stefan: Anatomie der Konservativen Revolution, Darmstadt 1993. Die jüngste Gesamtdarstellung: von dem Bussche, Raimund: Konservatismus in der Weimarer Republik. Die Politisierung des Unpolitischen, Heidelberg 1998. Zum Gesamtphänomen Konservatismus einfürend Greiffenhagen, Martin, Das Dilemma des Konservatismus in Deutschland. Mit einem neuen Text: „Post-histoire?“ Bemerkungen zur Situation des „Neokonservatismus“ aus Anlaß der Taschenbuchausgabe 1986, Frankfurt am Main³ 1986. Auch: Kondylis, Panajotis: Konservatismus. Geschichte, Gehalt und Untergang, Stuttgart 1986. Lenk, Kurt: Deutscher Konservatismus, Frankfurt am Main/New York 1989. Schildt, Axel: Konservatismus in Deutschland. Von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 1998. Die jüngste Publikation über das Gesamtphänomen Konservatismus geht auf eine Tagung zurück. Die Autoren arbeiten weniger ideengeschichtlich, als daß sie versuchen, die Netzwerke der Konservativen durch die Jahrzehnte zu ergründen. Insgesamt bleibt der Band allerdings durch die Bandbreite an Autoren und Themen recht eklektisch, vgl. Grunewald, Michel/Puschner, Uwe: Das konservative Intellektuellenmilieu. Seine Presse und Netzwerke, Bern 2003. Die grundlegende Einordnung des traditionellen deutschen Konservatismus des 19. Jahrhunderts, die bis heute noch nicht überholt ist: Mannheim, Karl: Konservatismus. Ein Beitrag zur Soziologie des Wissens, Frankfurt am Main 1984.

¹⁴ Der wohl exponierteste Wissenschaftler, der diese These zumindest während des Ersten Weltkriegs noch deutlich vertrat, war der protestantische Theologe Ernst Troeltsch, vgl. ders., Deutscher Geist und Westeuropa. Gesammelte kulturphilosophische Aufsätze und Reden, hg. v. Hans Baron, Tübingen 1925. Es sei bereits hier erwähnt, daß Troeltsch in den frühen zwanziger Jahren seine Positionen aus dem Krieg zumindest teilweise widerrief. Die reichhaltigste und scharfsinnigste Fundgrube für alle Ressentiments, die sich auf dem freien literarischen Markt finden läßt, sind sicherlich Thomas Manns „Betrachtungen eines Unpolitischen“. Vgl. insbesondere das Kapitel zum „Zivilisationsliteraten“, in ders., Betrachtungen eines Unpolitischen, München 1995 (1. Aufl. 1918), S. 45 ff. Auch Mann dachte in den zwanziger Jahren zumindest partiell um.

¹⁵ Vgl. für die Historiker Faulenbach, Ideologie, S. 7 ff.

¹⁶ Für die Geschichtswissenschaft sei auf Friedrich Meinecke, Gerhard Ritter oder Franz Schnabel verwiesen, für die Soziologie auf Theodor W. Adorno – der jedoch nicht weitergehend thematisiert werden kann –, Hans Freyer oder Arnold Gehlen. Carl Schmitt, seines Amtes als Staatsrechtslehrer

dann erfassen, wenn die Chiffren der vierziger und fünfziger Jahre denen der Zwischenkriegszeit gegenübergestellt werden. Alles andere hieße, die generationelle Zugehörigkeit und Sozialisation der Autoren außer acht zu lassen. Die Gegenüberstellung einiger Positionen fungiert in der Arbeit als eine heuristische Sonde, mit der der Wandel von Geschichtsbildern beschreibbar gemacht werden soll.¹⁷

Die grundlegenden ideellen Gehalte des modernen Westens hatten sich nach Ansicht fast aller Autoren im 16., 17. und insbesondere 18. Jahrhundert herausgebildet. Weite Teile des deutschen Sonderbewußtseins der zwanziger und frühen dreißiger Jahre speisten sich aus der Ablehnung des aufklärerischen Vernunftdenkens.¹⁸ Die Autoren der Nachkriegszeit hielten an der Vorstellung von der Aufklärung als Wurzel der westlich geprägten Moderne in aller Regel fest.¹⁹ Oft verbanden die Autoren mit der Betrachtung dieser Epoche noch eine allgemeine Moderne- und Gegenwartsdiagnostik, die sich häufig in einer intensiven Beschäftigung mit der modernen Technik niederschlug. Deshalb ist das Verhältnis, das die Autoren zur Aufklärung als Epoche und Geistesströmung einnahmen, ein guter Gradmesser, an dem sich die jeweilige Position zum Westen ab-

enthoben, hatte einen großen Kreis von inoffiziellen Schülern – unter ihnen Reinhart Koselleck und Hanno Kesting. Oswald Spengler, der 1936 gestorben war, führte ein ideelles Nachleben – seine Formel vom „Untergang des Abendlandes“ zog wieder weite Kreise. Vgl. Spengler, Oswald: Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte, München 1919. Vgl. Felken, Detlef: Oswald Spengler. Ein konservativer Denker zwischen Kaiserreich und Diktatur, München 1988. Van Laak, Dirk: Gespräche in der Sicherheit des Schweigens. Carl Schmitt in der frühen Geistesgeschichte der Bundesrepublik, Berlin 1993. Muller, Jerry Z.: The other God that failed. Hans Freyer and the Deradicalization of German Conservatism, Princeton 1987. Thies, Christian: Die Krise des Individuums. Zur Kritik der Moderne bei Adorno und Gehlen, Reinbek bei Hamburg 1997. Zum Wirken der Historiker vgl. die Monographien von Cornelißen, Christoph: Gerhard Ritter. Geschichtswissenschaft und Politik im 20. Jahrhundert, Düsseldorf 2001. Auch: Matthiesen, Michael: Gerhard Ritter. Studien zu Leben und Werk bis 1933, 2 Bde., Egelsbach/Köln/New York 1993. Zu Schnabel: Hertfelder, Thomas: Franz Schnabel und die deutsche Geschichtswissenschaft. Geschichtsschreibung zwischen Historismus und Kulturkritik (1910-1945), 2 Bde., Göttingen 1998. Hertfelders Studie bricht ab, bevor der Untersuchungszeitraum dieser Arbeit beginnt. Zu Meinecke liegt keine vergleichbare Studie vor. Zur Einführung vgl. zwei Essays: Schulin, Ernst: Friedrich Meinecke, in: Deutsche Historiker. Bd. 1, hg. v. Hans-Ulrich Wehler, Göttingen 1971, S. 39-57. Knudsen, Jonathan B.: Friedrich Meinecke (1862-1954), in: Lehmann, Hartmut/van Horn Melton, James (Hg.): Paths of Continuity. Central European Historiography from the 1930s to 1950s, Cambridge 1994, S. 49-79.

¹⁷ Daß allerdings für die Zeit vor 1945 nur die nötigsten Breschen in das Dickicht der Positionen geschlagen werden können, versteht sich von selbst. Die Arbeit zieht deswegen für diese Zeit neben einigen zentralen Kapiteln aus Synthesversuchen fast ausschließlich Reden, Aufsätze und kürzere Abhandlungen heran, bei denen davon auszugehen ist, daß die weltanschaulichen Grundpositionen des jeweiligen Autors in besonders komprimierter Form ersichtlich werden.

¹⁸ Vgl. Faulenbach, Ideologie, S. 131 ff. Aus jüngerer Zeit auch Pöpping, Dagmar: Abendland. Christliche Akademiker und die Utopie der Antimoderne 1900-1945, Berlin 2002.

¹⁹ Anselm Doering-Manteuffel argumentiert zu Recht, es sei als ein wesentliches Strukturmerkmal des politischen Westens anzusehen, ein letztlich ungebrochen positives Verhältnis zu den Prinzipien der europäischen Aufklärung zu haben. Doering-Manteuffel, Westernisierung, S. 14.

lesen läßt. Etwas verallgemeinert läßt sich sagen, daß ein positives Bild der Aufklärung auf ein positives Verhältnis zum Westen verweist. Die Frage nach der Überwindung des Sonderbewußtseins im Spiegel der Aufklärungskritik ist damit entscheidend für die Problematik, ob für die Jahre nach 1945 von einer Verwestlichung der Deutungskultur die Rede sein kann: Welche Argumente wurden für eine Öffnung gegenüber dem Westen ins Feld geführt und welche Kontinuitäten überlebten die Brüche der Jahre 1933 und 1945? Wie beschrieben die Autoren das Verhältnis zwischen Deutschland und dem Westen und welche Schlüsse zogen sie daraus für die eigene Gegenwart?

Die vorliegende Untersuchung ist in erster Linie ideengeschichtlich und ideologiekritisch angelegt. Sie steht damit unter hohem Rechtfertigungsdruck. Das hier skizzierte Analyseraster erweist sich als eigenständig genug, um bei häufig behandelten Texten zu ergiebigen Neuinterpretationen zu gelangen. Die Termini „Westeuropa“, „Europa“ und „Abendland“ waren in der Nachkriegszeit darüber hinaus geradezu inflationär in Gebrauch; nicht jeder Konzeption kann deswegen nachgegangen werden. Um so wichtiger ist es, die Konzeptionen, die in dieser Arbeit eine Rolle spielen, so kleinteilig wie möglich zu analysieren.